

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 23 (1933)

Heft: 1

Artikel: Sitten und Gebräuche in Bern

Autor: Correvon, H.

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-633535>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 20.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Sitten und Gebräuche in Bern.

Von H. Correvon.

Wer nach Bern kommt, fühlt sich in eine ganz eigenartige Welt versetzt: in einer Menge größeren und kleinen Neuherungen fühlt er sich in Verbindung mit der Vergangenheit, und manch alter Brauch und manch vergessenes Stück taucht in seinem Gedächtnis auf und bringt ihm seine früheste Jugend in Erinnerung. Der Volks- und Geschichtsfundige sieht auf einmal überaus interessante Seiten seines Forschungsgebietes aufgeschlagen. Von den alten Sitten und Gebräuchen ist zwar im Laufe der Zeiten vieles verschwunden, aber dennoch hat Bern mehr von ihnen bewahrt als andere Städte von seiner Größe und Bedeutung.

Fangen wir mit dem Neujahr an. Es ist ein großer Festtag, bei dem Essen und Trinken noch immer eine große Rolle spielen. Die Stadtleute gehen aufs Land, und die Landbevölkerung kommt in die Stadt. Noch vor kurzem wurden am Neujahrstag Bescherungen durchgeführt. Heute ist dies fast nur mehr in ländlichen Verhältnissen der Fall. Dagegen gibt es Arbeitgeber, die am Neujahrstag ihren Angestellten eine besondere Freude bereiten: in einem alten Hotel servieren die Besitzer des Hauses an diesem Tage ihre Angestellten, ein Brauch, der sich noch heute in der Innerschweiz findet. Am Bärzelstag wiederum ist wie überall ein Feiertag, an dem eifrig getanzt wird.

Fasnacht lebt in Bern bloß noch durch seine Maskenhölle. Aber die schmalzgebackenen Rüechli spielen um diese Zeit eine große Rolle.

An den Osterbräuchen, die noch im letzten Jahrhundert bestanden, waren verschiedene Überbleibsel des Fastnachtstreibens zu beobachten. Dr. Hans Bloesch berichtet in seinem Werke „Siebenhundert Jahre Stadt Bern“ von den Feierlichkeiten der Rüfer- und Mezgerzunft anlässlich der großen Ratsbesetzung; sie wurden alle 10 Jahre durchgeführt. Die Rüfer, weiß gekleidet, vollführten vor dem Rathaus und den Wohnungen einzelner Ratsmitglieder einen Reigen, während die Mezger einige Wochen lang jeden Tag mit einem großen, fetten Ochsen und einem Schaf durch die Stadt zogen. Aber in höherem Maße kamen die Überbleibsel des Fastnachtstreibens in den Begleitfiguren zu den Festen der Könizer zum Ausdruck, die noch im Jahre 1835 ihre Spiele am Ostermontag durchführten. Bei diesen Festen zogen die jungen Könizer mit klingender Musik zu Fuß und zu Pferd durch die Stadt und stellten irgendein Schauspiel dar, mit Vorliebe Schlachten, während unter den Zuschauern Harlequins, Bacchus, Polichinell usw. ihr Wesen trieben.

Heute lebt noch immer der Osterhase bei unsrer Kindern weiter. Das „Gottenkind“ kriegt einen Lebkuchen, über dem quer über den Kuchen laufenden Bären ist ein Geldstück eingebunden. Am Ostermontag kommen noch heute die Bauernburschen nach der Stadt und üben sich unter den Bogen des Kornhauskellers mit Eiertüpfen. Das Eierauflesen ist in der Bundesstadt verschwunden, aber von altersher wurden am Ostermontag Zwiebel-, Eier-, Käsefuchen gebakken. Ob noch heute die Wirtes ihren Stammgästen am Ostermontag vormittag ein Stück Kuchen aufwarten, bleibe dahingestellt. Heute sind zu den Kuchen Osterläden hinzugekommen; die Nougateier dagegen sind alten Ursprungs. Typisch für Bern aber ist der Brauch, am Ostertag die Jungen des Bärengabens zum erstenmal in die „Welt“ einzuführen.

Dann gibt es eine lange Pause in den Gelegenheiten, bei denen gewisse Bräuche sich kundtun. Aber im Familienkreis, im Werden und im Sterben des Menschen, äußert sich manch Altgewohntes. Zwar steht der Korb mit dem aufgesetzten „Züpfenkranz“, als Erinnerung an Vergangenes, im Historischen Museum, aber noch immer bringt man der

jungen Mutter Geschenke, nur fehlt heute der Wein, der früher als Stärkungsmittel galt. An die Hochzeit knüpft sich ebenfalls mancherlei. So geht man an gewissen Tagen nicht zum Standesamt. In manchen Familien bestand der Brauch, der Braut eine Menge Handschuhe zu schenken. Die Familienbräuche sind ein Kapitel für sich. Anders gestalten sie sich bei den Eingesessenen, den in der Stadt Aufgewachsenen, als bei den Zugezogenen und hauptsächlich den auf dem Lande Erzogenen.

Ein besonderes Kapitel ist die letzte Trennung. Wird ein Burger oder eine Burgerin zur letzten Stätte geführt, so breitet sich über ihrem Sarge ein schön gesticktes, altes Bahrtuch aus. Über die Leidabnahme, wie sie früher bestand, berichtet Ed. von Rodt: Die Herren, die ihr Leid bekundeten, stellten sich ohne Mantel in schwarzer Kleidung vor dem Trauerhaus auf. Heute zeigt man den Hinterlassenen mit einem Händedruck sein Mitgefühl. In der Umgebung von Bern sieht man nicht selten einen Streifen Stoff um einen Baum geknüpft: der Besitzer des Gehöftes ist gestorben, und wenn das Tuch vermodert ist, ist auch sein Leib zerfallen. Wie an vielen Orten ist es auch in Bern Brauch, den Haustieren den Hirschleder ihres Besitzers zu „melden“, dem Vieh im Stall, den Bienen usw. In das Gebiet des Überglaubens fällt die Gepflogenheit, nach dem letzten Atemzug des Verstorbenen ein Fenster zu öffnen, damit seine Seele ins Freie schweben kann, und ferner die Sitte, das Wasser in Flaschen, Krügen, Eimern usw. auszuleeren, weil die Seele sich darin badete.

Aber kehren wir zum Leben zurück. Mit dem Herbst kommen die verschiedenartigen Märkte, was in Bern stets etwas ganz besonderes war. „La foire de Berne“ war früher ein fester Punkt im Geschehen der Zeiten, nach dem sich vieles richtete. Über den Zwiebelmarkt, den Rachelmarkt, den Meitschimarkt wissen wir alle Bescheid. Früher trieben Studenten und Mezgerburschen am Meitschimärkt allerhand Allotria. Heute ist das verschwunden.

Spezifisch-bernisch ist der Knechte- und Magde- märit. Noch immer spielt das Haftgeld, das der Meister dem Angeworbenen zahlt, eine Rolle. Meister und Knecht gehen nach dem Anwerben miteinander zu einem Mittagessen. Keine amtliche Institution, auch nicht die Arbeitsämter, vermochten diesen originellen Markt zum Verschwinden zu bringen.

Der Betttag wird in Bern still gefeiert, je nach der Einstellung des Einzelnen. Die einen besuchen die Kirchen, die andern benützen den Tag zu Ausflügen. Am Betttag müsse man Zwetschgen- oder andern Kuchen essen, so wurde ich letzthin belehrt.

Der Dezember ist gekommen und mit ihm so manches, das an unsrer Kindererwartung gelangt. Der St. Niklaustag wird in Bern nicht mehr gefeiert, es sei denn, daß der Brauch der Zofinger, einen für die Kinder mit allerhand Masschereien bepackten Esel durch die Stadt zu führen, als Brauch gelte. Dagegen ist am Abend des Niklaustages ganz Biel auf den Beinen, da an extra aufgeschlagenen Ständen unzählige Niklausen aus Teig verkauft werden. In französischsprachigen Kreisen Berns hängt man wohl einen Strumpf ans Kamin und die Kinder finden ihn am Morgen mit allerhand guten Sachen gefüllt. Dieser Brauch spiegelt sich auch in den Schaufenstern der Konditoreien in Gestalt eines silbergewobenen Strumpfes. Nach und nach stellt sich das Weihnachtsgebäck ein: in den Haushaltungen, unter den Laubengängen, in den Konditoreien, denn Weihnachten naht. Lebkuchen und Marzipan leben wieder auf. Der Weihnachtsbaum, der alle Stürme der Politik und Religion überdauerte, zieht in Familien und Vereinsfeste ein. Einige Stunden westlich von Bern, und der Weihnachtsbaum wird nur mehr in Krippen und Anstalten angezündet. Dagegen wird die „bûche de Noël“ verschenkt, ein Gebäck, das den Holzstamm darstellen soll, an dem die heilige Jungfrau

die Windeln des Jesuskindes trocknete. Auch in Bern sieht man dieses Gebäck.

Silvester wird in Bern überaus bewegt gefeiert. Man begibt sich in Wirtschaftslokaliäten, wenn man nicht vorzieht, im Freundeskreise diesen Tag zu begehen. Vermummte Kinder aus den Nachbardörfern ziehen in den Straßen herum. Feuerwerk wird losgelassen. Dies ist ein noch aus der Heidenzeit stammender Brauch, der die bösen Geister verscheuchen soll, und keine obrigkeitliche Verordnung vermochte ihn zu unterdrücken. Dem Glockengeläute des Münsters horchen unzählige auf dem Münsterplatz Versammelte. Alle Glöden läuteten, mit Ausnahme der Armfünderglöde, die an diesem Abend schweigt. In den letzten Minuten des alten Jahres wird geläutet — dann setzt das Geläute einen Augenblick aus, um neu einzufallen, wenn das neue Jahr seinen Untritt genommen hat.

Ein neues Jahr ist da, und der Kreislauf der Sitten und Gebräuche nimmt wieder seinen Gang.



Amrhein: Winterlandschaft mit Speicher.

Annas Irrwege.

Roman von Sophie Jacot Des Combes.

„Wie wehrt man sich gegen solch einen Schuft, Mutter?“ „Armer Junge, könnte ich dir helfen!“

Schmerzlich klang die Antwort der alternden Frau, die unter dem blätterdichten Birnbaum ihrer Wiese auf einer grauverwitterten Holzbank saß und blutrote saftige Johannissträuben mit einer schwarzgestielten Gabel von den Rispen löste. Auf dem Schoß hielt sie eine gelbe tönerne Schüssel, die sich bei ihrem Fleisch schnell mit den durchsichtigen Beeren füllte, und jedesmal, bevor sie aus dem höhernen braunen Tongefäß die frischgepflückten Früchte nahm, legte sie die grünen leeren Rispenstiele behutsam auf die schmale Bank neben sich hin.

Unruhig ging der hochgewachsene Sohn, beide Hände tief in den Taschen seiner hellen Leinenjacke, vor der Mutter auf und nieder:

„Du sitzt da und lösst deine Beeren ab, als ginge dich dies alles nichts an, als ginge ich dich nichts an, Mutter!“ schmolzte der Jüngling, „denkst du, man lässt sich solch ein Mädel fortnehmen und lacht dazu? — solch ein Mädel, solch ein Mädel! —“

Er blieb stehen, fuhr sich mit den Fingern der Linken durch seine blonden Haare und sah verstört und hilflos zur Mutter hinüber, die, eben eine Rispe beiseite legend, ein frisches wie ein rotes Glas schimmerndes Träublein vor die Sonne hielt.

„Mutter!“ rief er verzweifelt, „ihr Frauen habt kein Herz — alle miteinander habt ihr kein Herz. — Wenn du wüsstest, wie ich herumgelaufen bin — wie ein Wahnsinniger.

— Hätte ich meinen Revolver bei mir gehabt — wahrhaftig — ein Unglück wäre geschehen! —“

„Wen hättest du totgeschossen?“ — Der Mutter zuckte übers Gesicht ein ironischer Schelm, doch aus ihren Augen leuchtete ein fernes Wissen, lebendige Erinnerung. „Wen hättest du umgebracht, Andreas? Dein Modell? den Schuft? oder etwa dich?“

Der lange Andreas machte ein verdutztes Gesicht. Nahm ihn die Mutter nicht ernst? Seine Lippen kräuselten sich — die Mutter blickte ihn an, ihre Augen fanden einander, und nun stellte Frau Stadelmann die Schüssel zur Seite, dem Sohn beide Hände entgegenhaltend. Andreas warf sich ihr zu Füßen. Sein Kopf lag in ihrem Schoß — er schluchzte wie er als Knabe sein Leid in ihre Hände geweint, wenn er in einer Not nicht mehr ein noch aus gewußt hatte.

Zärtlich streichelte Anna Stadelmann ihres Sohnes Haar. „Mein Andreas“, sagte sie, „es tut weh, ich weiß es wohl, aber ich meine, ein Mann stirbt nicht an einem Liebestumme!“ Und sie dachte: daß doch die Schmerzen immer wieder um uns herumlauern wie Engel und Nek für den Fisch; — kaum ist man selber glücklich aus dem bösen Garn, so sieht man die Kinder darin verfangen. —

Andreas schüttelte sein Schluchzen gewaltsam von sich ab, erhob sich im Sprung, stellte die Schüssel von der Bank auf das Gras und setzte sich dorthin wo sie gestanden, neben die Mutter.

„Warum es länger ertragen? Wozu die Quälerei? Wozu diese unaufhörliche Qual?“ Er tastete mit seinen Händen in die leere Luft, er reckte sie vor sich hin, als umfaßten sie ein wundersamstes Kleinod: „Die ganze Welt ist vor mir versunken an dem Tag, an dem Tina vor mir stand — ein Körper wie ich kaum zu träumen gewagt, — da war alles: Biegsamkeit und Fülle, Leben und Form zum greifen nah vor mir — und ich habe gearbeitet — alles war so neu und erstaunlich — es war mir, als seze ich den ersten Strich in meinem Leben auf die Leinwand. — Und doch — sobald sie ging sah ich, daß ich